

# PIONIERE IM STALL

...

Oxala rülpst für die Wissenschaft, Albula lebt wesensgerecht, Beauty soll Leihmutter werden, und dank Emma denkt eine Juristin über Tierrechte nach: vier Begegnungen. VON CAROLE KOCH UND SAMUEL MISTELI

## Oxala: Im Dienst der Methanforschung

«Der lange Schatten des Viehs»: 2006 veröffentlichte die Welternährungsorganisation eine Studie, deren Titel Poesie und Drama versprach. Tatsächlich enthielt der Bericht nur letzteres – in Form von Zahlen: Die gesamte Viehwirtschaft verursache 18 Prozent der globalen Treibhausgasemissionen – mehr als der Verkehr. Besonders schädlich sei Methan, ein 23mal potenteres Treibhausgas als CO<sub>2</sub>, das Kühe beim Wiederkäuen entweichen lassen. Seither zeigt der Mensch mit dem Finger auf unschuldig dreinblickende Kühe: «Klimakiller» seien sie. Wissenschaftler weltweit suchen nach Möglichkeiten, die Methanemissionen der Viehwirtschaft mit ihren 1,5 Milliarden Rindern zu verringern.

Plantahof, Landquart, Auftritt Oxala: Das Euter hängt tief, der Blick verrät einen gewissen Altersstarrsinn, gelenkiger war sie auch schon. Als sie vor zwei Jahren in einen grosszügigen Laufstall umzog, kam sie mit der Technik anfänglich nicht zurecht und klemmte sich in der Liegebox ein. Seither schmerzt das Kreuz. Oxala, eine Braunviehkuh, ist 11, ein Alter, in dem Schweizer Kühe sonst längst zu Hackfleisch verarbeitet sind. Ihre noch immer stolze Milchproduktion, 30 bis 40 Liter täglich, hat sie bisher gerettet. Nun wird Oxala vielleicht mithelfen, die Welt zu retten.

«Der Trend geht zur kurzlebigen Kuh», sagt Michael Kreuzer, während er durch den Laufstall des Plantahofs geht. «Wir waren auf der Suche nach Argumenten dagegen.» Kreuzer ist Professor für Agrarwissenschaft an der ETH Zürich, spezialisiert auf Tierernährung. Zum Jahreswechsel 2013/2014 liessen er und sein Forschungsteam 42 Rinder vom Plantahof auf den Strickhof in Lindau bei Zürich chauffieren. Dort stehen die Respirationskammern der ETH: Container, die den Methangehalt von Zu- und Abluft messen können. Die Forscher wollten herausfinden, wie sich das Alter der Kühe auf Futtermittelverwertung, Verdauung und Methanemission auswirke. Oxala und ihre jüngeren Herdengenossinnen verbrachten drei Tage in den Kammern; sie atmeten, frassen, rülpsten im Dienst der Wissenschaft.

Zurück auf dem Plantahof, sammelten die Forscher zusätzlich Kot-, Harn- und Milchproben der Rinder. Sie massen, werteten aus, analysierten Tausende Proben im Labor. Im Mai veröffentlichten sie schliesslich ihre Erkenntnisse. Die wichtigste lässt sich als umgekehrt U-förmige Kurve darstellen: Pro Liter Milch stiessen die Rinder bis zu ihrem fünften Lebensjahr eine zunehmende Menge

Methan aus, danach stetig weniger. Oder einfacher: Ältere Kühe sind klimafreundlicher. Offenbar produzieren sie weniger Methan, weil ihr Kau- und Verdauungssystem anders funktioniert als das ihrer jüngeren Artgenossinnen.

Michael Kreuzer und sein Doktorand Florian Grandl nennen die Entdeckung einen Glücksgriff. Dass ihr Forschungsteam sie als erste machen konnte, liegt auch daran, dass Studien zu Methan meist mit jüngeren, etwa gleichaltrigen Rindern durchgeführt werden. Altersdurchmischte Gruppen, die längere Zeit unter identischen Bedingungen gehalten wurden, sind schwer zu finden. Im Plantahof aber stehen seit 2003 zwei Herden mit je 35 Rindern; die eine davon mit natürlichem Rauhfutter ernährt, die andere zusätzlich mit Kraftfutter. Herden, gross genug, um aussagekräftige Daten zu gewinnen.

Bisher versuchten die meisten Wissenschaftler, den Methanausstoss mit Futterzusätzen zu verringern: Der niederländische Konzern DSM etwa behauptet, einen chemischen Zusatz entwickelt zu haben, der den Ausstoss um über 30 Prozent senke. Forscher experimentieren aber auch mit natürlichen Stoffen – mit Oregano, Baumblättern oder Sonnenblumenkernen.

Professor Kreuzer ist mit allen Ansätzen vertraut. Er ist ein Veteran der Methanforschung, beschäftigt sich seit 1994 mit dem Thema. Auch er experimentierte mit natürlichen Futterzusätzen. Im Kuhmagensimulator funktionierte das häufig gut, in der Praxis nicht immer. Knoblauch zum Beispiel («stank wie die Pest»): Im Labor reduzierte er den Methanausstoss um atemberaubende 90 Prozent, in einer echten Kuh aber nur um 12 Prozent. Hoffen lässt hingegen Leinsamen, der nicht stinkt und hilft, das Methan bis zu 20 Prozent zu senken. Pflanzentannine reduzieren das Methan laut ETH-Studien ebenfalls um bis zu 30 Prozent.

Auch mit der Zucht befasst sich Kreuzers Forschungsgruppe neuerdings. Ein Doktorand untersucht mit Milchanalysedaten, wie sie von fast einer halben Million Schweizer Milchkühen vorliegen, ob Methanausstoss vererbbar ist. Die Erkenntnis, dass ältere Kühe weniger Methan ausstossen, wird die Welt nicht retten. Die globale Viehwirtschaft ist ein System mit endlosen Kausketten, in dem jede Veränderung zahllose andere nach sich zieht. Ein Beispiel: Lässt man Milchkühe länger leben, heisst das auch, dass jedes Jahr Kälber geboren werden, die nicht als Milchkühe, sondern als Masttiere verwendet werden. Die stossen ebenfalls Methan aus. Immerhin: Oxalas Einsatz für die Wissenschaft könnte dazu beitragen, dass



Ein Glücksgriff: ETH-Professor Michael Kreuzer (rechts) und sein Doktorand Florian Grandl mit dem Braunvieh Oxala.



Will keine «Wegwerfkühe»: Martin Ott mit Albula.

Schweizer Milchkühe künftig länger leben. Man müsse die ökologischen Argumente mit finanziellen Anreizen verbinden, sagt Doktorand Florian Grandl. Das «System Kuh» sei dermassen auf Leistung getrimmt, dass es sich kaum noch optimieren lasse. Ausser indem man Kosten senke. Wenn Oxala weniger Methan ausstösst, so zeigte die Studie, bedeutet das auch, dass sie weniger Futterenergie verliert – und damit billiger zu ernähren ist. SAMUEL MISTELI

## Albula: Das renaturierte Rindvieh

Wenn Albula so etwas wie Glück empfinden kann, dann vielleicht in diesem Moment: Sie lehnt den Kopf an den Melkstand und schliesst die Augen, als würde sie ihr Kalb säugen, im Einklang mit dem rhythmischen Geräusch der Melkmaschine. Pro Minute wird sie acht Kilo leichter, während Oxytocin ihren Körper als Wärme flutet. Das Entspannungshormon wird anderswo gespritzt, wenn Kühe ihre Milch nicht hergeben wollen. Doch Albula lässt sich gern melken, und sie gibt immer mehr Milch. Mit 13 Jahren erreicht sie im Schnitt 26 Liter pro Tag.

Kuhgerecht leben und effizient sein – das geht. Und das ist die Mission von Martin Ott. Er hat diesen Melkstand entworfen, vor dem die Kühe in aller Ruhe anstehen, bis sich eines der sechs Abteile öffnet, ein Tier hinausgeht und ein anderes hinein. Ott hat den Gutshof im zürcherischen Rheinau 1998 mit Freunden gepachtet

und in den grössten biodynamischen Landwirtschaftsbetrieb der Schweiz verwandelt. Zudem ist er als Autor von Büchern wie «Kühe verstehen» bekannt. Vor zwei Jahren hat Ott die Pacht aufgegeben, um die hiesige Bauernschule zu leiten, wobei es für die Umtriebigkeit des 60jährigen noch andere Bezeichnungen gibt: Die schönste ist Kuhphilosoph, die treffendste Visionär.

«Die Massenlandwirtschaft macht Kühe und Menschen systematisch kaputt», sagt er, während Albula im Hormonrausch in den Stall wankt. Seine Vorstellung von Mensch und Kuh fängt nicht mit dicken Eutern an und hört nicht bei der Literzahl auf. Albulas Geschichte ist deshalb auch die Geschichte einer Rückführung, weg von einer Viehzucht, in der Kühe zu biologischen Fabriken «aufgefäst werden», als ob sie zwanzig Kälber gleichzeitig ernähren müssten. Ott fordert einen respektvolleren Umgang mit dem Geschöpf, dem die Menschheit so viel verdankt. Albula lebt wie die Kühe in der Werbung: mit Hörnern auf dem Kopf und Kälbern am Euter, schmatzend vor Grasbergen oder wiederkäuend im Stroh.

Natürlich ärgern sich traditionelle Bauern über den Querschläger mit dem Künstlerhut, der auch als Liedermacher gegen die Ausbeutung der Kuh ansingt. Sie haben die Gruppe um «den grünen Spinner» bekämpft, die den defizitären Hochleistungsbetrieb in eine Landwirtschaft mit Imkerei und Sozialtherapie diversifizierte. Schon die sechs Freiheiten, die als Konsens des artgerechten Kuhlebens gelten, stellt Ott in Frage: Wasser, Futter, Licht, Luft, Bewegung und Ruhe. «Ein artgerechtes Dasein fristen auch Laborratten mit angezüchtetem Krebs. Dem Wesen der Kuh werden wir damit nicht gerecht.»

Also lebt Albula auch die drei S der natürlichen Verhaltensweisen – Sozialität, Sexualität, Selektion. Angefangen beim Freilaufstall, der, wie Ott betont, «kein Freistehstall» sei. Nach Biorichtlinien könnten auf den 800 Quadratmetern 160 Kühe statt nur 70 untergebracht werden. Mehr Tiere ergeben aber keinen Sinn. Albula soll als Futter nicht Erträge aus dem Ackerbau bekommen, mit denen man Menschen ernähren kann. Ihre Hauptaufgabe ist, Kleewiesen zu fressen, die den Boden nähren, und so den Dünger zu liefern, den man für den Anbau von Gemüse oder Getreide braucht. Die Milch und die Kälber sind hier ein Nebenprodukt.

Es gibt keine abgetrennten Liegeboxen wie in den meisten Ställen. Die Tiere liegen in Gruppen auf einer grossen Fläche. «So kompensieren sie, dass wir ihre verwandtschaftlichen Beziehungen verhindern», erklärt Ott. In natürlichen Sippen schützen die älteren Geschwister die jüngeren, die stärkeren die schwächeren; ohne familiären Rückhalt werden Kühe zu Einzelkämpferinnen in der Herde. «Ausser sie können Freundschaften pflegen», sagt Ott und zeigt auf zwei, die sich ablecken wie Mutter und Kind. Während Kühe ihre Kälber vergessen, erkennen sie die Freundin auch nach einem getrennten Alpsommer wieder. Wenn die Tiere ihre Familienbande jedoch nicht ersetzen können und zusammengepfercht werden, gibt es Stress und Aggression. Darum nimmt man ihnen präventiv die Hörner – die «Sprachrohre der subtilen Kommunikation». Wenn Albula mit ihren imposanten Altershörnern durch die Gruppe geht, weichen die rangniedrigeren Tiere frühzeitig aus.

Mehr Autorität strahlt nur ein anderes Element aus, das anderswo längst aussortiert ist: ein Koloss namens Arthur, der die Damen mit einer müden Kopfbewegung in die Schranken weisen kann. Arthur, einer von drei Stieren auf Rheinau, wirkt mürrisch. Vermutlich, weil er eben aus den «Erotikferien» zurückgekommen ist – er wurde an

einen Biobetrieb ausgeliehen. Ott redet mit ruhiger Stimme auf ihn ein und tätschelt seinen Hals. Dass der Stier das zulässt, ist das Resultat eines jahrelangen Vertrauensaufbaus, bei dem Arthur nie bestraft wurde, ihm nie eine Kuh genommen wurde.

Wenn Albula stierig wird, weicht Arthur ihr schon zwei Tage vor dem Eisprung nicht mehr von der Seite und wartet auf den richtigen Moment. Frisst, wo sie frisst. Schaut in den Wald, wenn sie in den Wald schaut. Sogar der Melkstand ist so gebaut, dass Arthur Albula begleiten kann. Der «Natursprung» ist rar geworden. Stiere leben auf Samenstationen isoliert und bespringen mehrmals die Woche einen Gummibock. Das sei doch eine seelische Verarmung, sagt Ott: «Aber wenn man möglichst schnell möglichst viel Milch aus der Kuh jagen will, dann steht der mit seinen 1500 Kilo natürlich im Weg.»

Ott geht es nicht allein darum, dass Rinder ein Recht auf Sexualität haben. Eine Studie des Forschungsinstituts für biologischen Landbau (FiBL) attestiert Natursprungkühen höhere Fruchtbarkeit und bessere Milchqualität. Auch Albula ist aus einer natürlichen Begegnung entstanden; und sie ist nie besamt worden wie die meisten anderen Schweizer Kühe, die im Durchschnittsalter von 4,7 Jahren beim Schlachter landen, weil ihre Fruchtbarkeit abnimmt – kurz nachdem sie die letzten Milchzähne verloren und noch bevor sie die Knochen fertig ausgebildet haben. «Kein Wunder», sagt Ott, «wenn Kühe mit zwei statt mit drei Jahren kalben, ist das, als würde ein zehnjähriges Mädchen gebären.» Auch der Marathon der Milchproduktion belastet den Organismus zu früh – «so werden Wegwerfkühe gemacht».

Dass Albula trotz ihren 13 Jahren gesund ist, hat viele Gründe: Anders als die meisten Kälber, die den Kühen sofort nach der Geburt weggenommen werden, blieb Albula vier Monate bei der Mutter und konnte über die Milch Abwehrstoffe aufnehmen. Albula hat auch nie Antibiotika bekommen, während die Schweizer Durchschnittskuh pro Jahr einmal behandelt wird: Ihr Euter ist überlastet, zudem gelangen Bakterien durch den zu locker gezüchteten Ringmuskel und die zu kurz gezüchteten Zitzen ins Euter, so leicht wie «ein Tennisball in den Neat-Tunnel».

Albulas Gesundheit hat aber auch mit dem dritten S zu tun – Selektion. Früher hätte sie jetzt keine Blättchen von Stengeln getrennt und aussortiert, was in ihrem Magen landet. Heute produziert sie dabei 150 statt 120 Liter Speichel pro Tag, der ihren Magen puffert und ihre Leber verbessert. Bevor Ott das Futter renaturierte, bekam Albula vier Kilo Kraftfutter pro Tag, weil jeder Bauer lernt, dass ein Kilo davon zwei Liter mehr Milch ergebe. Ott vermutet, die Formel sei von der Industrie erfunden worden. Laut neuen Studien bringt ein Kilo nur sieben Deziliter mehr. Wobei die Rechnung sowieso nicht mehr aufgeht, wenn der Milchpreis weiter sinkt. Auf Rheinau gibt die Durchschnittskuh zwar weniger Milch, dafür sind die Futterkosten geringer.

Schritt für Schritt will Martin Ott zurückerobern, was der Kuh genommen wurde. Und auch dem Bauern, der Kompetenzen abgegeben habe: das Melken an den Roboter, die Kuhgesundheit an den Tierarzt, die Zucht an die Samenhändler, das Füttern an die Industrie. Ott fürchtet das amerikanische Modell, bei dem die Bauern nur noch Landbesitzer sind. Dort lassen Hühnerfirmen fixfertige Höfe wie Raumschiffe landen und rüsten die Bauern mit Schutzanzügen aus. «Kann es das sein?» fragt Ott rhetorisch. «Ich glaube nicht. Ausser, man will bloss Traktorfahrer sein.»

CAROLE KOCH



Ein Kuhhandel: Werner Duss (links), Paul Diethelm und Beauty.

### Beauty: Bald eine Leihmutterkuh?

Für die Kuh CH 120.1106.2974.7 im Braunviehverzeichnis gibt es an diesem drückend heissen Frühlingstag drei mögliche Lebensentwürfe: 1. Im Hochleistungsstall als Kälberlieferantin, Milchproduzentin und Zuchtkuh leben. 2. In einer Embryonen-Transferstation als Leihmutter wirken. 3. Ab in den Schlachthof.

«Sie ist die schlechteste in diesem Betrieb», sagt Werner Duss mit der Härte, die sein Job verlangt: Er ist «Sire Analyst», Zuchtanalytiker, bei Swisogenetics. So heisst die Genossenschaft, die 1960 mit künstlichen Besamungen angefangen hat und heute Samen und Embryonen von Hochleistungsrindern in die ganze Welt verkauft. Mehr als 350 Angestellte arbeiten für den wichtigsten Schweizer Genetikanbieter, der jährlich gegen 60 Millionen Franken umsetzt. Nun soll der Zuchtfortschritt erneut beschleunigt und der Anschluss an die ausländische Konkurrenz gesichert werden: Swisogenetics baut gerade eine eigene «Empfängerherde» auf, die aus 120 Tieren bestehen soll; 120 Leihmutterkühe, wenn man sie so nennen will.

In plasticumhüllten Büroschuhen stapft Werner Duss über Paul Diethelms Hof in Siebnen, Kanton Schwyz. Heute ist er auf der Suche nach genetisch uninteressanten Rindern, die Embryonen von hochwertigen Spendereltern austragen könnten. Rinder wie «die Kleine da», deren Andersartigkeit aus dem Pferch sticht: Alle Tiere sind braun, nur sie hat einen weissen Fleck auf der Stirn. Und noch schlimmer: einen grossen an der Seite.

Im Merkmalkatalog der Rasse Braunvieh sind keine weissen Stellen vorgesehen. Ausserdem, sagt Duss, sei das Rind für die Zucht zu sehr zusammengedrückt: «Dieser dürrtige Rahmen, diese Flankentiefe.» Das heisst, es hat einen zu kleinen Bauch im zu kleinen Körper. Wäre alles grösser, könnte das Tier nach dem Kalben mehr Futter aufnehmen und in mehr Milch verwandeln. «Aber so?»

Der Bauer Paul Diethelm hebt entschuldigend die Hände, als wäre dieser Fehler im Zuchtsystem seine Schuld. Seit 17 Jahren kommt Duss regelmässig auf seinen Hof, um erfolversprechende Anpaarungen zu planen. Diethelms Vater musste noch durchs halbe Land fahren, wenn er eine Kuh von einem fremden Stier decken lassen wollte. Wenn heute ein Tier stierig ist, kann der Sohn im Swisssgenetics-Katalog aus 586 Zuchtstieren wählen. Innert 12 Stunden kommt einer von 250 Besamern mit der gewählten Samendose auf den Hof; «Köfferlimunis» nennt man sie. Auch dank ihnen geben Diethelms 60 Kühe heute 30 Prozent mehr Milch als noch vor 20 Jahren, im Schnitt 8500 statt 6500 Liter pro Jahr und Kuh.

Alles schien erfolversprechend, als Paul Diethelm 2013 Dea besamen liess. Denn Dea ist eine Tochter von Zea – der Superkuh in seinem Stall. Zeas Erfolg kann man in einer Zahl ausdrücken: 109 000 Liter, ihre bisherige Milchleistung. Am Stalleingang hängt deshalb eine Plakette, eine Auszeichnung vom 100 000-Liter-Club. Bald wird das aber überholt sein. Weil inzwischen zu viele Kühe die 100 000-Marke schaffen, sollen künftig erst die «Hundertzwanzigtausender» geehrt werden. Vielleicht schafft Zea das auch noch: Mit 14 Jahren steht sie immer noch im Freilaufstall, obwohl die meisten Hochleistungskühe viel früher geschlachtet werden, weil die Fruchtbarkeit abnimmt. Zea sieht zwar etwas ausgezehrt aus mit den hervorstehenden Rippen, aber sie frisst, kaut wieder und gibt noch immer 20 Liter Milch am Tag. Zudem soll sie bald «gespült» werden. In ihrer Gebärmutter wachsen dank Hormonspritzen und künstlicher Befruchtung gerade bis zu 20 Embryonen heran. Diese werden später mit Flüssigkeit herausgespült, auf minus 196 Grad tiefgekühlt und, wieder aufgetaut, in andere Rinder eingesetzt. Aus fünf solchen Prozeduren sind bisher 58 Kälber hervorgegangen: Wie gesagt, Zea ist eine Ausnahmekuh.

Die Hoffnungen waren also gross, als Paul Diethelm Zeas Tochter Dea mit dem Samen von Big Star befruchten liess, einem vielversprechenden Stier aus der Swisssgenetics-Datenbank, 45 Franken pro Samendose. Aber dann kam im August 2014 dieses Fleckenkälbchen auf die Welt. Diethelm war «schon enttäuscht, aber was will man machen?» Er ist ein herzlicher Mann voller Bauernweisheiten: Das Leben geht weiter. Es ist, wie es ist. Andere Kühe geben andere Kälber. Ausserdem hatten seine Kinder Freude am hübschen Weiss im immergleichen Braun. Sie nannten das Tier: Beauty. Beauty beglotzt nicht wie alle anderen den Besuch. Das Rind vollführt akrobatische Bocksprünge, als könnte es seinen Besitzer so noch vom Verkauf abhalten. Nützen wird das nicht viel: Beauty ist lustig, Beauty ist schön – aber wirtschaftlich ist Beauty mit einer Wahrscheinlichkeit von 55 bis 65 Prozent nicht.

Werner Duss zückt sein iPad. 125 000 Tiere sind in der Braunviehdatenbank verzeichnet, heruntergebrochen auf je ein Leistungsblatt. Er ruft «Diethelms Big St Beauty» auf, geboren am 18.8.2014, umgehend von der Mutter getrennt. Nach drei Monaten hat Duss eine Haarprobe des Kalbs genommen. Darauf basiert die Genomanalyse, die Beauty in «funktionale und äussere» Merkmale aufschlüsselt, von Milchleistung über Fettanteil, von Zitzendicke bis zur Nut-

zungsdauer. Beautys Gesamtzuchtwert liegt bei 121. «Top wäre 136», sagt Duss. «Aber sie hat Glück: Keine Senkscheide; die Chancen, einen Embryo aufzunehmen, sind gut.» Sonst hätte der Zuchtanalytiker sie nicht für die Empfängerherde von Swisssgenetics im Auge. Früher hat er mit Bauern wie Paul Diethelm Leihmütterverträge ausgehandelt, die Spenderembryonen wurden auf privaten Betrieben ausgetragen. Doch es dauert länger, bis die Tiere dort stierig und die Embryonen gepflanzt sind. Die Leihmutterherde mit lauter Tieren im richtigen Alter und Zyklus wird es möglich machen, dass von einer Superkuh bis zu 20 Kälber gleichzeitig zur Welt kommen.

«Also Paul: 1600 Franken?» sagt Duss und hält Diethelm die Hand hin. Beauty steckt ihren Kopf zwischen den beiden ins Heu. Für den Schlachtpreis möchte Paul Diethelm das anhängliche Rind eigentlich nicht hergeben. «1800?» fragt der Bauer – Handschlag. Eine Woche später wird Beauty abgeholt und in den Swisssgenetics-Stall im bernischen Ins gebracht. Falls der Embryonentransfer gelingt, wird sie rund 300 Tage später ein Kalb gebären. Das wird ihr einziger Einsatz in der Empfängerherde sein. Weil es zu aufwendig ist, Kühe auf der Transferstation zu melken, verkauft man die Tiere sofort an einen Milchbetrieb. Wie lange Beauty dort lebt, hängt davon ab, wie viele Liter Milch sie geben kann; als Kuh mit grosser Persönlichkeit in einem kleinen Körper.

CAROLE KOCH

## Emma: Eine dicke Inspiration fürs Tierrecht

Die Landschaft könnte der Phantasie eines romantischen Kinderbuchillustrators entsprungen sein. Die Hügel ein bisschen zu rund, das Gras ein bisschen zu grün. Mutter Kuh blinzelt faul in die Sonne, Tochter Kuh schnarcht. Emma und Molly, 9 und 4 Jahre alte Angus-Rinder, sind die Protagonistinnen eines Märchens, das eigentlich als Kurzgeschichte angelegt war.

Es beginnt in Binningen bei Basel im Jahr 2008, wo die 13jährige Charlotte und eine Freundin auf einem Bauernhof spielen. Die Mädchen freunden sich mit einem Rind namens Emma an, das jeweils den Kopf durchs Gatter streckt und sich streicheln lässt. Im Herbst erfährt Charlotte, dass Emma geschlachtet werden soll. Charlotte will Emma retten, sie ist bereit, ihr Taschengeld zu opfern, doch die Eltern wehren ab: Sie hätten keinen Platz, und eine Pension sei teuer. Aber als Charlotte ihren Vater zu Emma mitnimmt, wird er schwach. 3800 Franken kostet das Rind, den Wert des Fleisches. Emma kommt auf einen Hof bei Zürich, später auf eine Alp, wo sie einem Charolais-Stier begegnet. Man hatte gedacht, sie sei unfruchtbar, ein Irrtum. Ihr Kalb ist nach der Tochter von Emma der Lokomotive im Kinderbuch «Jim Knopf» benannt: Molly. Seit 2013 leben Emma und Molly mit fünfzig Rindern auf einem Gnadenhof, der «Villa Kuhnterbunt»; 500 Franken kostet das für beide.

Acht Jahre nach der Rettung sitzt Anne Peters auf der Terrasse des Kurhotels Bad Ramsach und isst Kuchen. Mit dabei: Tochter Charlotte und Ehemann Heiner Schwenke. Alle drei Wochen kommen sie her. Auf der Wiese nebenan liegen Emma und Molly, aneinandergeschmiegt. «Ohne Emma», sagt Peters, «wäre ich nicht auf das Thema Tierrechte gekommen.» Die 51jährige ist Juristin, Professorin für Völkerrecht, Direktorin des Max-Planck-Instituts für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Heidelberg. Ihre neueren Arbeiten tragen Titel wie: «Liberté, égalité, animalité», oder: «Animal Law: Reform or Revolution?» Nachdem Peters Kuhbesitzerin geworden war, begann sie Wissen zu Nutztieren anzuhäufen. Sie las

Dinge wie: 450 Milliarden Tiere leben in industrieller Massenhaltung, 58 Milliarden Landtiere werden jährlich geschlachtet, ebenso viele Meerestiere aus dem Wasser gezogen. Peters las auch von neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen: Unterschiede zwischen Mensch und Tier werden in Zweifel gezogen. Tiere sind empfindsamer, intelligenter und moralischer, als man angenommen hatte.

Peters Beschäftigung mit Tierrecht begann mit einer grosszügigen Auslegung des Begriffs «Life Sciences»: 2011 forderte der Rektor der Universität Basel die Juristische Fakultät auf, einen Beitrag zum Forschungsfeld zu leisten. Peters, damals Forschungsdekanin, beschloss, dass sich Tierrecht durchaus unter den weiten Mantel der Life Sciences stecken lasse, und kreierte ein Doktoratsprogramm. Als sie 2013 Direktorin des Heidelberger Max-Planck-Instituts wurde, führte sie globales Tierrecht als Forschungsbereich ein. Seither befasst sich eines der renommiertesten völkerrechtlichen Institute mit der rechtlichen Stellung von Tieren.

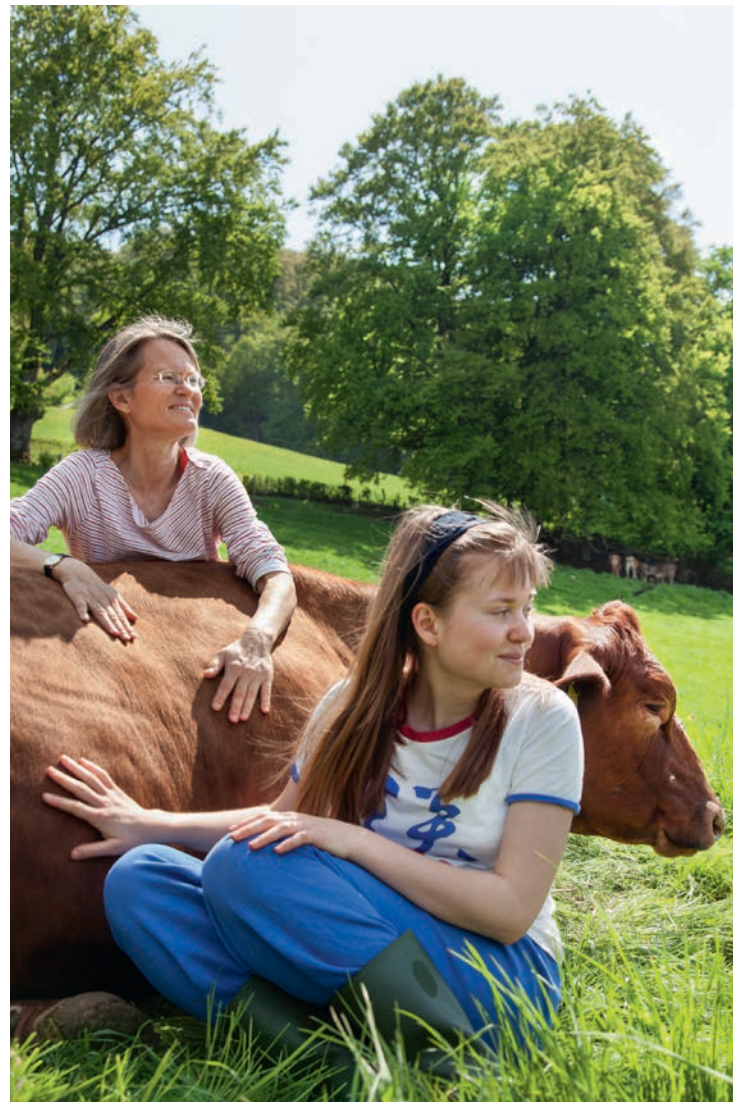
Peters arbeitet nicht an der Befreiung der Tiere, sie will den Denkhorizont erweitern, indem sie Fragen stellt: Wie lässt sich rechtfertigen, dass Menschen rechtliche Privilegien haben, die Tieren verweigert werden? Wo hört das Tier auf, und wo fängt der Mensch an? Sollen alle Tiere vor dem Recht gleich sein, oder muss irgendwo zwischen Menschenaffen und Amöben eine Grenze gezogen werden? Peters behauptet: Die juristische Mauer zwischen Mensch und Tier wankt. Die Rechtsstellung von Tieren muss deshalb neu ausgelotet werden. Und in einer neuen Ordnung könnten Tiere nicht mehr nur Objekte sein, sondern Subjekte.

Ihre Argumente stützt die Professorin mit historischen Analogien. Ihr liebstes Beispiel: Es ist erst achtzig Jahre her, seit Menschen aus Afrika nach Europa verfrachtet wurden, damit man sie an Völkerschauen wie Zootiere bestaunen konnte. Ist es möglich, fragt Peters, dass wir es in weiteren achtzig Jahren als ähnlich schockierend empfinden, Tiere gefangen zu halten und zu töten? Prognosen stellt sie nicht. «Manchmal», sagt sie aber, «geschieht gesellschaftlicher Wandel plötzlich schnell.» Die Geschichte von Emma und Molly könnte durchaus ein juristisches Zukunftsexperiment sein.

Peters ist keine Einzelkämpferin, sondern Teil einer Bewegung, die auch andere Disziplinen erfasst hat: Naturwissenschaftler, Philosophinnen, Soziologinnen, Historiker beschäftigen sich mittlerweile mit Tieren. «Manche beobachten einen eigentlichen Animal Turn», sagt sie. Der veränderte wissenschaftliche Blick spiegle die Gesellschaft; der Wandel sei auch davon getrieben, dass man mittlerweile die gravierenden ökologischen Konsequenzen der Tierhaltung und Fleischproduktion erkannt habe.

Obwohl Wissenschaftler, die über Tiere nachdenken, nicht mehr als Esoteriker abqualifiziert werden, sind Tierrechte weiterhin ein rotes Tuch für viele von Peters' Kollegen. Es kommt vor, dass nach einem Vortrag gelästert wird, sie beschäftige sich mit Luxusthemen. Oder dass sie nach einer Konferenz zum Vizerektor der Uni Basel zitiert wird – ein Vertreter der Basler Pharma hatte ein Plakat nicht goutiert, das einen Affen zeigt, der versucht, aus seinem Käfig auszubüxen. Peters nimmt solche Vorfälle schulterzuckend zur Kenntnis. Ihre Reputation, sagt sie, sei ihr «ziemlich egal».

Nimmt man Peters' eigene Familie zum Massstab, ist der Animal Turn überaus real. Charlotte, unterdessen 20, hat in ihrer Maturarbeit ein Modell für nachhaltige Rinderzucht skizziert und ausgerechnet, wie viele Rinder in der Schweiz ökologisch verträglich gehalten werden könnten (446 000, ein Viertel des heutigen Bestan-



Tier-Think-Tank: Anne Peters, Charlotte Schwenke, Emma.

des). Ehemann Heiner Schwenke, ein Philosoph, ist dank Emma überzeugt, dass der Kontakt mit einer Streichelkuh das Mitgefühl für Nutztiere mehr fördern könne als theoretische Argumente. Mit Familie Peters-Schwenke auf der Terrasse in Bad Ramsach zu sitzen ist die Begegnung mit einem Tier-Think-Tank.

Emma besitzt weniger Bildungsaffinität als ihre Retter. Eine Kuhtrainerin brachte ihren Herdengenossinnen früher Kunststücke bei. Aber über Hindernisse zu springen war für Emma undenkbar. Nicht, weil sie zu dumm gewesen wäre, sondern, weil sie zu alt war – und vor allem: zu schwer. «Fettklasse 4», sagt Anne Peters, «aber dafür kann sie nichts.» Über Fettklasse 4 kommt nur 5, das heisst: Emma ist dick. Sie wurde gezüchtet, um während eines kurzen Lebens möglichst viel Masse zuzulegen, und diese Masse ist nun zu schwer für ihre Gelenke. Das könnte ihr zum Verhängnis werden. Emma ist dem Metzger entkommen, ein Produkt der modernen Fleischindustrie aber ist sie geblieben.

SAMUEL MISTELI

CAROLE KOCH ist freie Journalistin; sie lebt in Zürich.  
SAMUEL MISTELI ist Volontär beim NZZ-Folio.  
Fotos: MARVIN ZILM, Zürich.

#### VERWANDTER ARTIKEL IM ARCHIV

· *Liebt mich mein Liebling? Was jeder Tierhalter beschwört, ist umstritten*, Volker Sommer, *Haustiere* 5/2012.

Für Abonnenten gratis im Onlinearchiv unter [nzzfolio.ch](http://nzzfolio.ch)